Zeitschrift: Das Werk : Architektur und Kunst = L'oeuvre : architecture et art
Band: 19 (1932)
Heft: 11

Vereinsnachrichten: Werkbundtagung Zürich 1932

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 14.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Werkbundtagung Zürich 1932

Die diesjährige Werkbundtagung in Zürich (8. und 9. Oktober 1932) hatte die höchst wichtige Beziehung zwischen Werkbund und Industrie zum Gegenstand, zu dem sich nach kurzen einleitenden Ausführungen des Vorsitzenden *Richard Bühler* zwei Redner von ganz entgegengesetztem Standpunkt aus äusserten. Herr Nationalrat Dr. *Wetter*, Vizepräsident des Schweiz. Handels- und Industrievereins, sprach betontermassen vom Standpunkt des Industriellen, der von aussen her mit den Werkbundideen in Berührung kommt, ihrem weltanschaulichen Gehalt durchaus distanziert gegenübersteht und lediglich prüft, ob und inwieweit einer Firma durch die Mitarbeit des Werkbunds Vorteile erwachsen können. Es ist sehr gut, dass gerade im Werkbund, der ja immer ein wenig in Gefahr ist, ins Weltanschauliche abzugleiten, diese Realitäten mit sauberer und illusionsloser Objektivität zur Sprache gebracht wurden. Wir geben die entscheidenden Abschnitte aus diesem reichhaltigen Vortrag im folgenden auszugsweise wieder.

Dr. *Georg Schmidt*, Basel, behandelte dann die gleiche Fragengruppe von der prinzipiellen Seite. Es dürfte schwer sein, den Zusammenhang zwischen Gesellschaftsstruktur und Produktionsmethoden, spezieller gesagt, die Auseinandersetzung zwischen Handarbeit und Maschinenarbeit präziser zu zeichnen als es in diesem Vortrag geschehen ist, den wir ebenfalls abdrucken. *Red.*

Industrie und Werkbund. Rede gehalten von Herrn Nationalrat Dr. E. Wetter SWB, Zürich

Was muss die Industrie tun, und wo und wie kann ihr der Werkbund behilflich sein?

Um dem Werkbund die Möglichkeiten und Grenzen einer Zusammenarbeit zu zeigen, will ich die wichtigsten Faktoren der wirtschaftlichen Bedingtheit unserer Industrie aufzeigen. Wenn unsere Normal-Vorkriegs-Handelsbilanz in ihrer Einfuhr zweieinhalb Milliarden Franken betragen hat, zusammengesetzt zu je einem Drittel aus Rohstoffen, Nahrungsmitteln und Fertigfabrikaten, und wenn unsere Ausfuhr von rund zwei Milliarden Franken zu vier Fünfteln aus Fertigfabrikaten bestand, so heisst das, dass wir aus dem Erlös unserer Exportfabrikate die für unsere Volkswirtschaft unentbehrlichen Rohstoffe und Nahrungsmittel gekauft und bezahlt haben und dass, wenn uns dieser Export fehlt, auch die entsprechenden Zahlungsmittel fehlen.

Die Exportindustrien kämpfen auf dem Weltmarkt um ihr Dasein: entweder sie halten der ausländischen Produktion die Stange mit Bezug auf Preis, Qualität, Zweckmässigkeit und Schönheit ihrer Produkte, oder sie werden verdrängt und die Waren sind unverkäuflich. Wir sind nun aber ein Industrieland ohne die natürlichen Vorbedingungen eines solchen, ein Land ohne Rohstoffe und Hilfsstoffe und ohne grossen Binnenmarkt. Die Exportindustrie musste sich also so entwickeln, dass nicht die Rohstoffe, sondern die Arbeit in der Hauptsache den Wert des Produktes ausmacht, Industrien, wo die Qualitätsarbeit des Arbeiters, die Erfindung des Ingenieurs oder der Kunstsinn des Schöpfers etwas Besseres erzeugen konnten als anderswo zu finden war. So entstand zum Beispiel unsere Seidenindustrie, Stickerei, Uhrenindustrie, Maschinenindustrie und chemische Industrie.

Die Inlandindustrien sind teils solche, die durch den Entfernungsschutz überall auch unter verhältnismässig ungünstigen Bedingungen existieren können; oder solche, die qualitativ mit der eigentlichen Exportindustrie wetteifern, aber infolge ihrer bescheidenen Ausdehnung vom Binnenmarkt allein leben können. Dazu kommen solche, die man nur durch Zollschutz am Leben erhalten kann. Wo und wieweit das rationell ist, soll uns hier nicht weiter beschäftigen; niemals darf ein Schutz so weit gehen, dass er den Kampf ums Dasein erspart. Nichts verweichlicht so sehr wie die Treibhauswärme eines übertriebenen Zoll- oder Einfuhrschutzes, und nichts hält so gesund und leistungsfähig wie der gelegentlich etwas rauhe Wind der Konkurrenz.

In beiden Gruppen wird es Industrien geben, wo das rein Konstruktive über die Form entscheidet. Das werden die eigentlich technischen Industrien sein, vor allem der Maschinen- und Apparatebau.

Etwas anders ist es mit den Industrien, die für den täglichen Gebrauch des Menschen arbeiten. Gewiss ist auch da in erster Linie der praktische Zweck entscheidend. Dazu kommt aber hier noch das Moment des Geschmacks, des Stils, der Mode. Wir wollen unsere Möbel nicht nur praktisch haben, sie sollen auch «schön» sein. Die Uhr ist nicht nur ein Zeitmesser, sie ist zugleich ein Schmuckgegenstand. Alle Textilien haben nicht nur den praktischen Zweck des Wärmeschutzes, sie sollen auch schmücken, garnieren, bereichern. Und alle die kleinen Gebrauchsgegenstände in Haus und Bureau: überall verlangt man sie in unendlichen Variationen je nach dem Geschmack und den finanziellen Mitteln des Käufers.

Damit berühre ich ein Hauptmoment der Gebundenheit der Industrie. Der Industrielle, ob er im Inland verkauft oder exportiert, ist der Sklave des Publikums, des Käu-

fers seiner Ware. Der Fabrikant muss verdienen, das investierte Kapital muss sich verzinsen, und die im Betrieb Beschäftigten verlangen ihren Lohn. Man muss also Waren machen, die verkäuflich sind. Ich muss oft für den gleichen Artikel andere Formen und Farben wählen, je nachdem ich für den Export nach Deutschland, Frankreich, Amerika oder den Kolonien arbeite; ich kann mich auch nicht mit einer beschränkten Anzahl wirklich guter Modelle begnügen, denn was macht mein lieber Konkurrent? So ist es nicht verwunderlich, wenn wir in der Kollektion der besten Unternehmen Waren finden, die wir vielleicht mit Recht «Kitsch» nennen. Die Exportindustrie muss auf dem Weltmarkt mit den Produkten anderer Länder konkurrieren, in denen sich vielleicht noch frühere Geschmacksrichtungen erhalten haben, ich muss dem Chinesen wie dem Neger etwas bieten. Wenn eine Ware ein kaufkräftiges Publikum findet, dann muss sich der Fabrikant ihrer annehmen, ob sie ihm persönlich gefällt oder nicht gefällt.

Entschuldigen Sie, wenn ich so Ihre Hilfsbereitschaft für die Industrie, Ihr gutes Streben etwas mit kaltem Wasser begossen habe. Es ist das nötig zur Vermeidung von Enttäuschung und als Grundlage einer klaren und dauerhaften Zusammenarbeit. Aber: Tut die Industrie bei aller Anerkennung der genannten Gebundenheit alles, um auf der Höhe zu bleiben? Bemerkt man nicht da und dort ein merkwürdiges Stillestehen, ein Rasten, das zum Rosten wird? Vergleiche mit den ausländischen Produkten sagen nicht nein. Ist vielleicht nicht gerade heute, wo es schlecht geht, der Mut zu neuem Schaffen da und dort erlahmt? Und sollte es nicht gerade umgekehrt sein?

Ich möchte im weitern die Betrachtung auf einzelne Industrien und damit auf eine reduzierte Gruppe von Waren beschränken. Dies in der Absicht, dadurch vielleicht etwas anschaulicher werden zu können. Dann aber auch aus der Erwägung heraus, dass auf diesem beschränkten Gebiet vorerst am ehesten praktische Resultate der Zusammenarbeit zwischen Industrie und Werkbund zu erreichen sind; ich meine das Gebiet des Wohnbedarfs im weitesten Sinne. Die Einrichtungsgegenstände stehen in engster Beziehung mit der Wohnung selber, und gerade auf diesem Gebiet der Architektur haben sich die grössten Umwälzungen vollzogen, die in weitesten Kreisen Anerkennung gefunden haben.

Die einschlägige Industrie hat nun dem modernen Menschen ins moderne Haus die dazu gehörigen Gebrauchsgegenstände zu liefern. Wie kann sie das? Der einzelne Gegenstand des Gebrauchs muss technisch auf seinen Verwendungszweck hin studiert werden, er muss die Form erhalten, die seinem Material und seiner Verwendung am engsten angepasst ist, denn nur dann ist anzunehmen, dass nicht das Bedürfnis nach unendlich weitern Variationen beim Konsumenten auftritt. Wer soll diese Form finden?

Das Konstruktionsbureau der Industrie ist dazu nicht immer imstande, denn es bestrebt und erschöpft sich vielfach darin, alte Formen zu kopieren und oberflächlich zu modernisieren. Man glaubt den Geschmack des Kunden zu studieren, und betreibt Formenspielerei.

Hier ist eine Zusammenarbeit nötig zwischen Konstrukteur und Architekt, zwischen dem im Fabrikbetrieb Stehenden und dem Aussenstehenden. Der Architekt kennt die neue Wohnung, er hat sie als Problem gestellt erhalten und an der Lösung mitgearbeitet. Er weiss, was in diese Wohnung hineinpasst, weil es notwendig ist, und was weggelassen werden muss; er ist in diesem Fall der Berater und Anwalt des Konsumenten, und so ist er der geeignete Mann, um gemeinsam mit dem Fabrikanten den Typ oder die Typen zu entwickeln, die aus dem Gebrauch heraus und für den Gebrauch entstehen. Geht man ernsthaft darauf aus, Gegenstände von wirklichem Gebrauchswert zu konstruieren, so werden Modelle entstehen, die durch ihre selbstverständliche Schönheit und Harmonie bei aller Anspruchslosigkeit eine langandauernde Anziehungskraft bewahren.

Was die Musterung eine Fabrik kostet, weiss jeder, der in der Praxis tätig gewesen ist. Wenn es der Unternehmung gelingt, die Musterzahl zu reduzieren, ohne den Absatz zu vermindern, dann ist eine Hauptvorbedingung für das ökonomische Gelingen erreicht.

Aber es gilt nicht nur den Fabrikanten für das Neue zu gewinnen und den Käufer zu überzeugen. Zwischen ihnen drin ist noch ein Glied, der Wiederverkäufer. Auch er muss richtig beraten können aus der Ueberzeugung heraus, damit wirklichen Dienst am Kunden zu leisten. Auch er muss vielleicht umlernen, und für ihn ist der ökonomische Zwang nicht so stark wie für den Fabrikanten. Wenn die Fabrik eine beschränkte Anzahl wirklich guter, moderner Modelle eines Gegenstandes macht, so kann der Wiederverkäufer dieses gesunde Streben nach Rationalisierung zunichte machen, wenn er verlangt, dass die ihm übergebenen Muster nicht auch von andern verkauft werden dürfen. Diese Ausschliesslichkeit des Wiederverkäufers mit Bezug auf einzelne Muster und Modelle ist ein grosses Hindernis für die Anpassung der Fabrikation an den neuen Bedarf. Möge auch der Wiederverkäufer, der Zwischenhändler, sich bereit finden lassen, mitzuhelfen. Er unterstützt dann die schweizerische Produktion und dient dem Konsum.

Der Werkbund darf auf seine Arbeit auf diesem Gebiet mit einer gewissen Genugtuung blicken. Selbst die

staatliche Produktion hat er auf bestimmten Gebieten, ich erwähne die Postwertzeichen, zu beeinflussen vermocht. Sicher nicht zum Nachteil der Qualität. Und die bisherige Zusammenarbeit mit einzelnen Betrieben, die Mitarbeit von Werkbundleuten auf dem Gebiet der Beleuchtungskörper, der Teppiche, der Linoleumfabrikation, der Tapeten und Vorhänge, und vor allem auch der Möbel verschiedener Art, hat Erfahrungen und Erfolge gezeitigt, die sich sehen lassen dürfen.

Und die Industrie möge weitere Versuche wagen. Ueberall da, wo man bestrebt ist, nicht stille zu stehen, da möge man sich an den Werkbund wenden. Er wird versuchen, die Leute in seinen Reihen zu finden, die im konkreten Falle geeignet sind, mitzuhelfen.

Die Industrieberatung soll zur Arbeitsgemeinschaft werden. Den Nutzen davon wird die schweizerische Volkswirtschaft haben.

Werkbund und Industrie. Rede gehalten von Herrn Dr. Georg Schmidt SWB, Basel

In den Anfängen der Werkbünde, vor nun bald 30 Jahren, war ihr Verhältnis zur Industrie, mit wenigen Ausnahmen, offen feindlich. Denn die Industrie war ja, so meinte man, schuld am Niedergang des guten alten Handwerks. Und man meinte, mit handgedruckten Büchern, handgeschmiedeten Türbeschlägen und handgeschnitzten Möbeln könne man das Handwerk wieder auf sein altes Niveau heben. Die Werkbünde sind entstanden aus der Reaktion gegen die unkritische Begeisterung des späteren 19. Jahrhunderts für die alleskönnende Maschine. Da es der ganze Ehrgeiz der Maschine war, Produkte zu liefern, die aussahen wie Handwerkserzeugnisse, und da gerade dies der Grund sowohl der Verderbnis der Maschinenprodukte wie auch des Handwerkserzeugnisses war — was lag da näher als der Schluss: zurück zum Handwerk. Diese Rückkehr ist in gewissem Sinn auch wirklich gelungen! Allerdings nicht innerhalb des eigentlichen Handwerks, wohl aber auf einem ganz neuen Ast der Produktion: im «Kunstgewerbe». Und die Werkbünde sind entstanden als Berufsverbände der Kunstgewerbetreibenden. Heute noch sind sie das, im rein quantitativen Sinn des Prozentsatzes ihrer Mitglieder wenigstens. Bis zu einem bestimmten Grad ist es sogar auch gelungen, das Handwerk zur Besinnung zu bringen. Bis zu welchem Grad — das hängt nicht von von den technischen, sondern von den wirtschaftlichen Möglichkeiten ab. Es liegt durchaus nicht im freien Ermessen des Handwerks, ob und wie weit es wieder «gutes altes Handwerk» werden will.

Das Handwerk führt einen erbitterten Kampf gegen den industriellen Grossbetrieb. Um überhaupt noch leben zu können, hat der Handwerker in der Werkstatt hinten der Maschine Einlass geben müssen und im Bureau vorne den ganzen kommerziellen Methoden der gesinnungsverderbenden Kundenwerbung. «Dienst am Kunden» nennt man das bekanntlich beschönigend. Wer z. B. schon in Druckereien zu tun hatte, kennt den stillen und oft erbitterten Kampf zwischen Werkstatt und Bureau, zwischen noch unverdorbener alter Werkgesinnung hinten und moderner geschäftlicher Gesinnungslosigkeit vorne.

Der Kunstgewerbler hat da gut reden. Es wäre interessant, einmal eine soziologische Statistik über die Herkunft der Kunstgewerbetreibenden aufzustellen. Das Ergebnis kann kaum zweifelhaft sein: wohl die meisten Kunstgewerbler kommen vom gehobenen Mittelstand her, haben hinter sich die Reserven ihrer Herkunft und produzieren für den Konsum der Schichten ihrer Herkunft. Das heisst: sie produzieren Luxusprodukte, und das heisst weiter: sie setzen die sehr wenig demokratische Situation, dass es eine obere Verbraucherschicht von handgefertigten Luxusprodukten und eine untere Verbraucherschicht von industriellen Massenartikeln gibt, als für alle Zeiten feststehend voraus.

Noch ehe diese soziologische Erkenntnis innerhalb der Werkbünde erwacht ist, hat sich in ihrem Verhältnis zur Industrie ein Umschwung vollzogen. Man erkannte den Ruf «zurück zum Handwerk» als romantische Illusion: man erkannte, dass allein die industrielle Massenproduktion imstande sei, die quantitativ entscheidenden Massenbedürfnisse zu befriedigen. Und man übertrug die am Kunstgewerbe gewonnene Einsicht der Werkgerechtheit auch auf das maschinelle Produkt, d. h. man erkannte, dass es nicht nur eine spezifisch handwerkliche, sondern genau gleich auch eine spezifisch maschinelle Werkgerechtheit gebe. Man erkannte, dass es durchaus nicht im Wesen des Maschinenprodukts liege, weniger dauerhaft und weniger schön zu sein als das Handwerksprodukt — dass schön immer das sei, was die technischen Möglichkeiten einer Zeit voll in Anspruch nimmt: die betonte Handwerklichkeit der frühen Werkbundprodukte also im Grunde unschön, weil sie einen Stand der Produktionsmittel vorgeben, der zeitunwahr ist. Und die unbestreitbar geringere Dauerhaftigkeit der meisten industriellen Massenartikel hat ganz offensichtlich keine technischen, sondern rein wirtschaftliche Gründe: man macht z. B. Schuhe oder Kleiderstoffe oder Tapeten absichtlich weniger dauerhaft, als es die Technik erlauben würde, weil grössere Dauerhaftigkeit dem obersten Erfordernis der heutigen Produktion, der Quantität des Absatzes und damit des Gewinns, sehr wenig förderlich ist. Ich könnte da mit ganz konkreten Beispielen aus verschiedenen Branchen aufrücken.

Nachdem dem Werkbund die Erweckung des Gefühls für die handwerkliche Werkgerechtheit wenigstens grundsätzlich gelungen war, ergriff er die als zeitrichtiger und zeitwichtiger erkannte neue Aufgabe, auch die Industrie zur Besinnung zu bringen. Die ursprüngliche Industriefeindlichkeit hat sich in eine ausgesprochene Industriefreundlichkeit gewandt, vielfach verlacht als Snobismus, und zugegeben oft auch snobistisch betrieben, heute aber längst von ernsteren Tatsachen gerechtfertigt.

Diese Wendung war um so dringender, als die Industrie, nachdem sie sämtliche Stile der Vergangenheit ausgeschöpft hatte, sich das Kunstgewerbe als neuen, ebenso kostenlos offenstehenden Steinbruch zur Ausbeutung erkoren hatte. So sind die Werkbünde in die von aussen betrachtet einigermassen groteske Situation geraten, dass sie einerseits gleichsam die Gewerkschaften der Kunstgewerbler sind, anderseits die Auswirkungen des Kunstgewerbes in der Industrie sehr scharf bekämpfen.

Herr Nationalrat Dr. Wetter hat angedeutet, wie man sich, bisher noch mehr auf Werkbundseite als auch schon in grösserem Umfang auf Industrieseite, die Zusammenarbeit zwischen Industrie und Werkbund vorstellt. Er hat aber auch die grossen Schwierigkeiten nicht verschwiegen, die einer solchen Zusammenarbeit entgegenstehen. Wir haben gehört, dass diese Schwierigkeiten nicht in der technischen, sondern in der wirtschaftlichen Struktur der heutigen Industrie liegen. Ich glaube, dass wir Werkbündler Herrn Dr. Wetter gerade für d e n Teil seiner Ausführungen besonders dankbar sein müssen, in dem er «die wirtschaftliche Bedingtheit der heutigen Industrie» beleuchtet hat. Warum wir uns auch vom Werkbund her keinen himmelblauen Illusionen hingeben, wie man das von uns «wirklichkeitsfremden Idealisten» vielleicht erwartet, das habe ich Ihnen nun zu begründen.

Die moderne Industrie ist, ihrer Entstehungszeit nach, ein Geschwister der modernen Demokratie. Die Industrialisierung hat den Aufstieg des Bürgertums nicht nur zufällig begleitet, sondern hat ihn allein ermöglicht. Es ist auch keineswegs zufällig, dass die jahrtausendealte Handwerkskultur im Rokoko, d. h. im letzten Stil vor der französischen Revolution, zugleich ihren letzten ganz originalen Stil überhaupt hervorgebracht hat. Die handwerkliche Produktionsweise setzt eine kleine, bedürfnisübersättigte Oberschicht und eine grosse, bedürfnisunterernährte Unterschicht voraus. Eine Wirtschaftsdemokratie auf handwerklicher Produktionsbasis ist nur bei allgemeinster Bedürfnislosigkeit möglich, wie wir das von der Prähistorie und von einigen heute noch lebenden Naturvölkern her kennen. Die nach aussen sichtbarsten Merkmale aller Handwerkskulturen ohne Wirtschaftsdemokratie: die ornamenthaften Stilformen, nach denen wir die Stile unterscheiden — sie sind, genauer analysiert, im Grunde nichts anderes als die wechselnden Standesabzeichen der jeweiligen Oberschicht. Sämtliche Stile sind geschaffen worden für den Gebrauch der Oberschichten und sind erst sekundär in stufenweisem Herabsinken von den unteren Schichten nachgemacht worden.

Das 19. Jahrhundert hat bekanntlich keine neuen Ornamente, keinen originalen Stil, keine neuen Standessymbole mehr geschaffen, und zwar einerseits, weil das Bürgertum in seiner Ideologie die Stände nicht mehr anerkannte, und anderseits, weil die Maschine unfähig ist, echte Ornamente hervorzubringen. Denn die Maschine ist in ihrem eigentlichsten Wesen demokratisch. Da jedoch das Bürgertum in seiner Wirklichkeit die Stände durchaus nicht überwunden hatte, hat es für die Standessymbole, die es daher faktisch doch noch brauchte, die gesamte ständische Vergangenheit nach solchen Symbolen plündern und die Maschine zwingen müssen, entgegen ihrem eigensten Gesetz, das Ornamentwesen der Vergangenheit zu imitieren. Je stärker die ideologische Fiktion der formalen Demokratie war, in desto weitere Kreise mussten diese imitierten Symbole getragen werden: jeder Bürger wollte ein kleiner König sein. Der meist nur ästhetisch empfundene, meist nur ästhetisch gescholtene technische Widerspruch der handwerksimitierenden Maschinenprodukte (gusseiserner korinthischer Kapitäle, brokatgemusterter Tapeten, Perserteppiche in Linoleum) — der technische Widerspruch und Widersinn all dieser lieblichen Attrappen ist letzten Endes nichts anderes als der Grundwiderspruch des Bürgertums zwischen demokratischer Ideologie und ständischer Wirklichkeit. Auch wenn wir diese Greuel heute, grundsätzlich wenigstens, überwunden haben, so heisst das keineswegs, dass dieser Widerspruch sowohl in unserer Gesellschaftsstruktur als auch in unseren Produkten überwunden sei. In unserer Gegenstandskultur ist er nur nicht mehr so grob handgreiflich. Aber immer noch handgreiflich genug! Z. B. in der Tatsache, dass sozusagen alle unsere Industrieprodukte wie einzelangefertigt erscheinen möchten, oder dass sich häufig gerade die grösseren Betriebe, im Widerspruch zu ihren technischen Möglichkeiten und damit zu ihrer kulturellen Aufgabe, faktisch mit Einzelanfertigung abgeben.

Gleichzeitig nun lässt sich, im Lauf des 19. Jahrhunderts, eine zunehmend rasche Abnützung der imitierten Stilformen feststellen, sodass man schon bald nach dem Biedermeier nicht mehr von «Stilen», sondern nur noch von «Moden» sprechen kann. Der Jugendstil war, voll der schönsten Illusionen, als neuer handwerklicher Stil gedacht — und er hat als modischste aller Moden geendet, sobald er in die Massenproduktion absank. Der Bewegung, deren Träger der Werkbund ist, droht genau das gleiche Schicksal! Längst bekommt man Lampen im «Bauhausstil» oder Oefen im «Werkbundstil» angeboten, die das alte ständische Einerseits und Anderseits von «praktisch» und dar-

über hinaus «auch noch schön» nicht überwunden haben. Und dabei ist es, richtig bedacht, keineswegs die Absicht des Werkbunds, einen neuen Stil zu schaffen. Es ist sogar ganz im Gegenteil seine Absicht, über den technisch, wirtschaftlich und gesellschaftlich als sinnwidrig erkannten ständigen Wechsel der Stile hinauszukommen, und zwar durch eine konsequente Umstellung auch der Produktion für den Bau- und den Wohnbedarf weg vom modischen Saisonartikel und hin zum dauerhaften Standardprodukt.

Woher diese merkwürdige Temposteigerung in der Abnützung der Moden eigentlich kommt, das hat Ihnen mein Vorredner in dankenswerter Offenheit gesagt: daher nämlich, dass unsere heutige Produktion keine Bedarfsproduktion ist, sondern eine Gewinnproduktion. Das zünftige Handwerk ist eine ständische Bedarfsproduktion gewesen — daher umgekehrt die lange Dauer der handwerklichen Stile. Doch schon in handwerklicher Zeit, im ausgehenden Mittelalter, können wir eine erste Tempobeschleunigung in der Abnützung der Stilformen feststellen. Das ist der Augenblick, wo der Handwerker nicht mehr nur für den Bedarf, sondern für den freien Markt zu produzieren beginnt. Und da zum erstenmal wird die Ware gezwungen, nur aus Gründen des Kaufanreizes ihr Gewand zu wechseln, auch wenn noch lange keine neuen Konstruktionen, keine neuen Materialien und keine neuen Bedürfnisse dazu zwingen. Die Absicht der Französischen Revolution war bekanntlich, eine demokratische Bedarfsproduktion zu schaffen. Aber ebenso bekannt ist, dass es bis heute bei der blossen Absicht geblieben ist. Die Aufhebung der Zunftschranken, die Proklamation der Produktionsfreiheit hatte, im Verein mit der Industrialisierung, die ungeheure Steigerung des Produktionsvolumens zur Folge, die das 19. Jahrhundert charakterisiert. Und hatte weiter zur Folge, dass die Waren immer stärker und in immer rascherem Wechsel mit Absatzreizmitteln gepfeffert werden mussten. Diese Steigerung des Produktionsvolumens ist eine unbedingte Voraussetzung für die Verwirklichung der vollen, d. h. auch der wirtschaftlichen Demokratie. Und die Form des freien Konkurrenzkampfes war für die Zeit der Eroberung der Weltabsatzmärkte, ich will nicht sagen die richtige, aber eine immerhin noch mögliche Form. Im Augenblick jedoch, wo die Weltmärkte erobert waren, wurde diese Form der Produktionsregulierung zunehmend unmöglicher. Die Grossindustrie ist daher seit einiger Zeit schon zu einer Zwischenform auf dem Weg zu einer Bedarfswirtschaft übergegangen: zur Form des Trusts. Wobei der Unterschied zur Wirtschaftsreform des sogenannten «freien Spiels der Kräfte» allerdings nicht prinzipieller, sondern nur gradueller Natur ist: statt der vielen Kleinen teilen sich jetzt die wenigen Grossen in den Kuchen oder fressen sich gegenseitig auf, und nach wie vor ist der Gewinn, nicht der Bedarf der oberste Regulator der Produktion. Wie dieser Regulator funktioniert, das erleben wir alle gegenwärtig am eigenen Leib.

Die Mittel- und Kleinindustrie aber, die allein für die den Werkbund interessierende Produktion in Betracht kommt, steht heute noch gänzlich auf der Stufe der Gewinnproduktion in freier Konkurrenz. Es wäre deswegen eine enttäuschungsträchtige Illusion, zu glauben, die für den gesamten Bau- und Wohnbedarf arbeitende Industrie könne in der Werkbundbewegung etwas anderes als eine neue Mode erblicken, willkommen den Starken, die sie unter dem Schutz der Patente oder der Produktions- und Verkaufslizenzen zur Ueberflügelung der Konkurrenz benützen können, höchst unerwünscht aber den Schwachen, die den Wettlauf mit neuen Modellen nicht mitmachen können. Daran vermag auch die an sich gewiss erfreuliche subjektive Ueberzeugung z. B. eines werkbundfreundlichen Fabrikdirektors nichts zu ändern: ob er will oder nicht, er muss das Werkbundmodell behandeln, wie wenn es eine Modesache wäre.

Der Werkbund wird sich bewusst werden müssen, dass die heutige Industrie, auf Grund ihrer wirtschaftlichen Organisation, einfach gezwungen ist, an einem grundsätzlich anderen Strick zu ziehen, als es die Absicht des Werkbunds ist. Die Industrie kann sich für die Zusammenarbeit mit dem Werkbund nur insofern interessieren, als sie ihr Neuheiten liefert. Wenn heute eine Fabrik sich auf ein Werkbundmodell einstellt, so nur, weil sie einen zügigen Artikel für die nächste Saison erwartet. Für den Werkbund aber setzt die eigentliche Arbeit erst ein, wenn das erste Modell in Gebrauch gesetzt ist und am Gebrauch weiter studiert werden kann. Diese Arbeit besteht in einer organischen, schrittweisen, nuancenweisen Verbesserung des Produkts, nicht im Hinblick auf die augenfällige Neuheit, sondern im Hinblick auf die Steigerung der Gebrauchsfähigkeit und der Billigkeit, und wenn diese Zusammenarbeit im Sinne des Werkbunds weitergehen soll, dann werden sich die Aenderungen von Modell zu Modell ständig verringern, ja, das Produkt wird einmal eine nach den gegebenen Möglichkeiten des Materials und der Konstruktion und nach den gegebenen Erfordernissen des Gebrauchs endgültige Form, d. h. einen Standard bekommen, der ohne Verleugnung seines Sinns erst dann wieder geändert werden darf, wenn sich in den drei Gegebenheiten Gebrauch, Material und Konstruktion etwas ändert. Dem Werkbund geht es nicht um interessante (verkaufstechnisch «interessante»!) Formen, sondern um dauerhafte Gebrauchsgeräte.

Unterdessen aber wird auch die Konkurrenz sich diese Verbesserungen, soweit sie nicht geschützt sind, zunutze gemacht haben, und sehr bald wird der Markt mit dieser Neuheit gesättigt sein. Dann ist der Moment da, wo, aus reinen Konkurrenzgründen, eine möglichst billig auszuführende und dabei gleichzeitig möglichst sinnenfällige

Veränderung vorgenommen wird, vorgenommen werden muss — der Moment, wo die Keime einer Tradition des sauberen Industrieprodukts, die Keime einer «Industriekultur» in endlich nicht mehr nur kaschierter Ablösung der alten Handwerkskultur erstickt werden müssen. Der Moment, wo das Bedürfnis nach einem neuen «Stil» auftaucht! Dieser Moment wird heute schon sogar auch von sogenannten Freunden des Neuen prophezeit — z. B. als eine Auferstehung des Ornaments. Und man kann prophezeien, dass diese Prophezeiung eintreffen wird, wenn in jenem Augenblick die Wirtschaftsform der freien Konkurrenz und der Gewinnproduktion und die dazugehörige Staatsform der ständischen Demokratie noch vorhanden sein werden. Heute noch sind z. B. Stahlmöbel geeignet, ihre Besitzer als einer gehobenen Schicht zugehörig zu kennzeichnen. Heute noch sind Stahlmöbel modefähig. Heute noch ist betonte Schlichtheit und betonte Sachlichkeit eine Form der Auszeichnung der oberen Schichten. Die Industrie aber, die sich einmal auf Stahlmöbel eingestellt hat, wird Stahlmöbel notgedrungen auch dann noch weiter produzieren müssen, wenn die Oberschicht mit diesen, vom Werkbund als Standardprodukte gemeinten, von der Wirtschaft aber als Saisonartikel vertriebenen Möbeln gesättigt ist. Sie wird die Stahlmöbel verbilligen müssen, damit sie wirkliche Massenartikel werden. Und während erst dann die eigentliche Absicht des Werkbunds: die Selbstverständlichkeit aller Gegenstände erreicht ist, wird die Industrie die «Neue Sachlichkeit» verraten und wird diejenigen Schichten, die auf Grund ihrer wirtschaftlichen Situation das Bedürfnis nach sichtbarer gesellschaftlicher Auszeichnung haben, mit irgendeiner modischen Neuheit versorgen müssen. Wenn man der Bewegung des «Neuen Wohnens» und dem Werkbund warnend zuruft: «neu» sei nicht an sich schon «besser», so ist dem entgegenzuhalten: der Werkbund interessiert sich für das Neue nur insofern, als es das Bessere ist — die Industrie aber ist es gerade, die sich für das Neue nur insofern interessieren kann, als es neu ist!

Diese, wie ich mir wohl bewusst bin, nur in Umrissen skizzierte Einsicht in das Wesen der heutigen industriellen Produktion darf jedoch den Werkbund nicht abhalten, die Zusammenarbeit mit der Industrie weiter zu suchen und zu fördern. Selbst wenn — die Ueberwindung der Krise ohne grundsätzliche Umstellung unserer Wirtschaft angenommen — nicht alle Werkbundstandardmodelle sich halten können, so zeigt doch schon die bisherige Entwicklung der industriellen Produktion, dass die Konsumenten nicht in allen Fällen gewillt sind, einmal geschaffene Standardprodukte preiszugeben. Ein Beispiel sind die in der Frühzeit der Industrie geschaffenen Standardformen unserer Messer, Gabeln und Löffel. Der Wechsel der Moden ist heute nicht nur wirtschaftlich, er ist auch geistig eine tote Form. Jedes neue Standardprodukt wirbt bei den Konsumenten für die Einsicht, dass das industrielle Serienprodukt nicht seinem Wesen nach minderwertiger ist als das handwerkliche Einzelstück; wirbt für die Einsicht, dass der Verruf des industriellen Serienproduktes einzig daher kommt, dass der heute übliche industrielle Saisonartikel nur deswegen tatsächlich minderwertig und trotz seiner scheinbaren Billigkeit überzahlt ist, weil in jedes verkaufte Stück die Kosten für das kurzlebige Modell, für die proportional dieser Kurzlebigkeit wachsende Reklame und für die vom nächsten Modeartikel überholten unverkäuflichen Stücke eingerechnet werden müssen. Und endlich: jedes neue Standardprodukt wird in immer weiteren Konsumentenkreisen für die Einsicht werben, dass die Umstellung unseres gesamten Wohnbedarfs auf das saubere, konsequente Gebrauchsgerät dem lebendigsten Geist unserer Zeit einzig gemäss ist.

Ziehen wir das Fazit: von beiden Seiten, vom Werkbund wie von der Industrie, ergibt sich die Notwendigkeit einer Zusammenarbeit nicht um der gegenseitigen schönen blauen Augen willen, sondern aus innerstem Zwang. Für den Werkbund liegt tatsächlich die wichtigste Möglichkeit der Realisierung seiner Ideen in der Mitarbeit am Herausbilden von industriellen Standardmodellen, und zwar ohne Rücksicht auf das mögliche Schicksal dieser Modelle. Für die Industrie aber bedeutet der Fundus von produktiven Konstruktionsideen und von neuen Gebrauchsmöglichkeiten, wie sie in der Bewegung des «neuen Bauens und Wohnens» enthalten sind und wie sie der Werkbund ihr zuträgt, die heute wichtigste Quelle — selbst für neue Saisonartikel!

Vom Entwurf zum serienreifen Möbelstück

Das Versprechen einer Gruppe schweizerischer Architekten, Möbelentwürfe zu liefern und diese gemeinsam mit der Fabrik bis zur Serienfabrikation durchzuarbeiten, führte im Juli 1931 zur Gründung der «Wohnbedarf A. G.» in Zürich. Diese Architektengruppe war müde, ihre Häuser für Möbel zu planen, die im Handel nicht existierten oder doch zu teuer waren. Auch ausländische Mitarbeiter wurden gewonnen, und so entstand eine ganze Reihe Modelle, denen man den mühsamen Werdegang nicht mehr ansieht und auch nicht ansehen soll, denn sonst wären sie nicht reif zur Herstellung in grossen Serien.

Vom ersten Augenblick an führte uns der Wille, dem Publikum eine Auswahl praktisch und formal einwandfreier Möbel, Stoffe, Beleuchtungskörper usw. zur Verfügung zu stellen, zugleich sollte auch die Industrie auf wirkliche Qualität hin erzogen werden. Bisher galt in der